



TECHNISCHE UNIVERSITÄT DARMSTADT
DIGITAL HUMANITIES COOPERATION
UNIVERSITÄT KONSTANZ

Bent Gebert

Das Globale und das Singuläre.

Zwischenlagen der Kulturwissenschaften

LitLab

Pamphlet #3

März 2016



Bent Gebert

Das Globale und das Singuläre

Zwischenlagen der Kulturwissenschaften

Abstract

Welche Folgen haben die ‚digital humanities‘ für die Kulturwissenschaften? Während sich das Augenmerk in der Praxis häufig auf Entwicklungs- und Verfahrensfragen richtet, zeichnet sich im Umkreis der Debatte ein weitergehender Reflexionsbedarf ab: Allgemein laufen in den Kulturwissenschaften höchst abstrakte und spezifische Erkenntnisinteressen zunehmend auseinander, die einerseits auf globale Fragen, andererseits auf singuläre Gegenstände zielen. Die Kulturwissenschaften arbeiten in wachsenden Zwischenlagen, ohne dass ihre flexible Epistemologie jedoch grundsätzliche Debatten über methodische Kohärenz erzwungen hätte. Der Essay argumentiert, dass die Methodenreflexionen der ‚digital humanities‘ in diesem weiteren Kontext zu verorten sind. Sie liefern damit Motive für die Kulturwissenschaften, ihre flexible Epistemologie neu auf den Prüfstand zu stellen.

Which consequences do the digital humanities have for cultural studies? While the community of practice mainly focuses on technical development and questions of methods, a further need of reflection becomes apparent in the context of this debate. Abstract and specific interests of cultural theory and analysis diverge increasingly, which on the one hand aim for global questions and on the other hand for singular objects. As a result, cultural studies work in expanding intermediary spaces without their flexible epistemology having forced fundamental debates on methodological coherence so far. The essay argues that the methodological reflections of digital humanities are to be located in this broader context. They thereby stimulate cultural studies to put their flexible epistemology to the test once more.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Sie ist in der Zeitschriftendatenbank (ZDB) und im internationalen ISSN-Portal erfasst. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

©2016 Bent Gebert, bent.gebert@uni-konstanz.de

ISSN: 2364-5342

Bent Gebert

Das Globale und das Singuläre

Zwischenlagen der Kulturwissenschaften

I.

Fragt man nach den innovativen oder – je nach Perspektive – auch provozierenden Herausforderungen, die derzeit von den ‚digital humanities‘ ausgehen, wird dies vielfach mit Verfahrensaspekten beantwortet, unter denen sich quantitative Methoden der Statistik von interpretativer Hermeneutik abheben. Messen und Beschreiben, Rechnen und Lesen werden dabei häufig als operative Kontrastpaare von „Praxisgemeinschaften“ betrachtet, „die sich in ihrem epistemischen Habitus heute tief fremd sind.“¹ Wie Marcus Twellmann kürzlich skizziert hat, reicht ihre Vorgeschichte weit zurück, geht diese Entfremdung den informationstechnischen Mitteln des ‚digital computing‘ weit voraus: Eine kulturwissenschaftliche Archäologie könnte ihre Wurzeln mindestens zu den ‚protodigitalen‘ Humanwissenschaften des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen, die sich durch messende Erhebungs- bzw. statistische Darstellungsverfahren von eher deskriptiv orientierten Kulturwissenschaften auszeichneten. Antworten dieser Art werfen Licht auf den Kontext einer Debatte, die über die Chancen und Grenzen quantitativer Literaturanalyse weit hinausgeht. Dass nämlich ‚die digital humanities‘² auf diese Weise Selbstreflexionen der Kulturwissenschaften anregen, die ihrer historische Genese gelten, aber auch alternative epistemologische Ressourcen und längst vergessene Ausdifferenzierungsprozesse früher kulturwissenschaftlicher Formationen wieder in Erinnerung rufen, bildet den Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen. Statt einer Archäologie versuchen sie jedoch eine aktuelle Momentaufnahme einzufangen, die ein latentes Unbehagen der Kulturwissenschaften in sich selbst zu erkennen gibt. In diesem Sinne erfüllt die Debatte um Digitalität symptomatische Funktionen, insofern die Praxis digitaler Textanalyse eine offenere Auseinandersetzung über divergierende Erkenntnisrichtungen erzwingt, die das Interesse an ‚globalen‘ bzw. ‚singulären‘ Objekten der Kulturwissenschaft zunehmend auseinanderlaufen lassen. Franco Moretti charakterisiert den Objektbereich der ‚digital humanities‘ als ‚micromegas‘, als Diskontinuum großer und kleiner Datenmengen – doch wirft eine solche Verortung ihr Schlaglicht nicht

¹Marcus Twellmann: Gedankenstatistik. Vorschlag zur Archäologie der Digital Humanities, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 69 (2015), S. 19-30, hier S. 21.

²Ich akzentuiere damit bewusst jene externe Fremdwahrnehmung, die sich von der internen Selbstwahrnehmung der ‚digital humanities‘ erheblich unterscheidet. Denn während innerhalb der ‚community‘ vorrangig Fragen der Entwicklung und Anwendung von technischen Analyseverfahren im Vordergrund stehen, werden epistemologische und transdisziplinäre Rückwirkungen eher im äußeren Umkreis der ‚digital humanities‘ bzw. im Blick auf diese ausgetragen.

nur auf einen vieldiskutierten Methodenbereich, sondern darüber hinaus auf den epistemischen Ort der Kulturwissenschaften überhaupt, der in den vergangenen Jahrzehnten kaum mit vergleichbarer Schärfe zur Debatte gestellt wurde, obwohl er sich ähnlich diskontinuierlich weitete. Während die kulturwissenschaftliche Forschungspraxis diese Divergenzen seit jeher flexibel behandelt und oft genug implizit hält, stellen sie Methodendiskussionen der ‚digital humanities‘ explizit zur Debatte. Ihr Innovations- und Provokationspotential beschränkt sich damit nicht auf eine Epistemologie des Rechnens, sondern bringt einen Reflexionsbedarf der Kulturwissenschaften zwischen Globalität und Singularität zum Vorschein, der eine lohnende Zukunftsaufgabe darstellen könnte.

II.

Niklas Luhmann äußerte die düstere Prognose, die Kulturwissenschaften kennen keinen theoretischen Fortschritt, sondern nur Zyklen von Stimulation und Ermattung.³ Tatsächlich sind Irritationspotentiale verfliegen: Nach drei Forschungsjahrzehnten haben die Kulturwissenschaften ihre Gründungsgefechte mit normativen Disziplinenverständnissen so weit hinter sich gelassen, dass Provokationsgesten heute eher ermüdend wirken als stimulieren, die Leidenschaft für Theoriediskussionen selbst historisch geworden ist.⁴ Von der Erschließung neuer Objektbereiche verschob sich das Interesse in jüngerer Zeit zu Anregungszonen entlang von Grenzverläufen, welche ehemals Geistes- von Natur-, Technik- oder Ingenieurwissenschaften schieden. Dies gilt insbesondere für die Literaturwissenschaften, wie aktuelle Publikationen und Initiativen unterstreichen. So liefert etwa die Biologie längst nicht bloß Stichworte für Ecocriticism oder Animal studies, sondern auch für posthumanistische Wissensgeschichten.⁵ Avancierte Ansätze der Editionsphilologie berufen sich auf biologische Evolutionstheorien, um Altlasten der Geistesgeschichte abzuschütteln,⁶ aber auch allzu eingespielte Vokabeln der Kulturwissenschaften zu

³Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1998 (stw 1360), Bd. 1, S. 399: „Die spezifischen Probleme von Selbstverhältnissen und reflexiven Operationen werden durch diese Ambivalenz des Kulturbegriffs der Analyse entzogen. Sie werden nicht aufgedeckt, sondern zugedeckt; und deshalb scheint es in dem, was als ‚Kulturwissenschaft‘ angeboten wird, auch keinen theoretischen Fortschritt zu geben, sondern nur Phasen der Stimulierung, der Ermattung und der Neuaufgabe des Appells an Kultur“.

⁴Und dies mit melancholischen Tönen: vgl. Ulrich Raulff: *Wiedersehen mit den Siebziger*. Die wilden Jahre des Lesens, 2. Aufl., Stuttgart 2014; Philipp Felsch: *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte. 1960-1990*, München 2015.

⁵Vgl. aktuell z.B.: *Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch*, hg. von Roland Borgards, Stuttgart 2016. Ebenso Benjamin Bühler und Stefan Rieger: *Vom Übertier. Ein Bestiarium des Wissens*, Frankfurt a.M. 2006 (Edition Suhrkamp 2459); dies.: *Das Wuchern der Pflanzen. Ein Florilegium des Wissens*, Berlin 2009 (Edition Suhrkamp 2547); Benjamin Bühler: *Bunte Steine. Ein Lapidarium des Wissens*, Berlin 2014 (Edition Suhrkamp 2655).

⁶Exemplarisch aus dem Bereich der Altgermanistik sei etwa das Parzival-Editionsprojekt von Michael Stolz, Jens Haustein und Sonja Glauch genannt, die das autorzentrierte Prinzip der Textherstellung in der Tradition Karl Lachmanns u.a. durch Anlehnung an das Konzept der ‚Phylogenese‘ und elektronische Darstellungsverfahren zu korrigieren versuchen. Vgl. zur Projektbeschreibung Michael Stolz: *New Philology and New*

revidieren.⁷ Mathematik und Informatik liefern Leitverfahren für kulturwissenschaftliche Theorien des Geistes, für algorithmische Kulturanalyse und nicht zuletzt für das Methodenrepertoire der ‚digital humanities‘.

Aufschlussreich sind diese Anregungszonen für eine Lagebestimmung der Kulturwissenschaften, weil sie, statt Beobachtungskapazitäten zu erweitern und zu bereichern, eher Diskrepanzen aufbrechen lassen zwischen unterschiedlichen Evidenztypen und ihren Ansprüchen an generalisierende oder partikuläre Erkenntnis. Es bedarf keines Forschungsberichts: ‚Kultur‘ wird längst nicht mehr beschrieben, indem man – wie Giambattista Vico im 18. Jahrhundert prototypisch vorschlug – soziale Praktiken und Artefakte vor der allgemeinen Folie einer „*communa natura delle nazioni*“ verzeichnet⁸; noch ist der hermeneutische Imperativ der Kulturanthropologie verbindlich geblieben, demzufolge Symbole – man denke etwa an Clifford Geertz‘ berüchtigte Analyse balinesischer ‚cock fights‘ – möglichst dicht in ihren lokalen Kontexten und situativen Bezügen zu interpretieren sei.⁹ Kulturwissenschaftliche Untersuchungen erforschen heute beides, die engen Maschen von Bedeutungsnetzen ebenso wie deren globale Muster, Mikrokosmen ebenso wie Makrokosmen von Kultur, und sie beschränken sich dazu längst nicht mehr auf Praktiken von Lektüre und ‚writing (of) culture‘ (James Clifford). Es sind gerade jüngere Ansätze wie ‚Globalgeschichte‘ und ‚transkulturelle‘ Perspektiven,¹⁰ in denen klassische Fragen zum Erkenntniswert von „regionalen Einzelstudien“ und „exemplarische[n] Fälle[n]“ mit neuer, verschärfter Brisanz aufbrechen.¹¹

Dies betrifft nicht nur die Praxis kulturwissenschaftlicher Fallstudien, sondern ebenso deren Theo-

Phylogeny. Aspects of a critical electronic edition of Wolfram’s Parzival, in: *Literary and linguistic computing* 18 (2003), S. 139-150 und zuletzt Michael Stolz: Von der Überlieferungsgeschichte zur Textgenese. Spuren des Entstehungsprozesses von Wolframs Parzival in den Handschriften, in: *Grundlagen. Forschungen, Editionen und Materialien zur deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, hg. von Rudolf Benzinger, Ulrich-Dieter Oppitz und Jürgen Wolf, Stuttgart 2013 (ZfdA. Beiheft 18), S. 37-61.

⁷Vgl. hierzu aktuell den Tagungsband *Nach der Hybridität. Zukünfte der Kulturtheorie*, hg. von Ottmar Ette und Uwe Wirth, Berlin 2014 (Potsdamer inter- und transkulturelle Texte 11).

⁸Vgl. Giambattista Vico: *Principi di scienza nuova*, hg. von Fausto Nicolini, 3 Bde., Turin 1976.

⁹Vgl. Clifford Geertz: *Thick description. Toward an interpretive theory of culture*, in: *The interpretation of cultures. Selected essays*, New York 2000, S. 3-30.

¹⁰Gegenüber dem Leitwort der ‚interkulturellen‘ Perspektive streben ‚transkulturelle‘ Vergleichslagen nicht nur großräumigere Bezüge an, sondern verschärfen im selben Zug oftmals den Reflexionsbedarf zum Verhältnis von lokalen Einzelstudien und Globalität. Ihre Diskrepanzen und methodischer Auflösungsbedarf bestimmen die Programme jüngerer Fachzeitschriften: vgl. exemplarisch etwa das E-Journal „*Transcultural Studies*“ (seit 2010) des Heidelberger Exzellenzclusters „*Asia and Europe in a Global Context: The Dynamics of Transculturality*“; unter historischen Perspektiven der Vormoderneforschung nimmt diese Herausforderung der „*globalizing world*“ etwa das „*Journal of Transcultural Medieval Studies*“ (seit 2014) auf.

¹¹Wolfram Drews und Jenny Rahel Oesterle: *Vormoderne Globalgeschichten. Eine Einführung*, in: *Transkulturelle Komparatistik. Beiträge zu einer Globalgeschichte der Vormoderne*, hg. von Wolfram Drews und Jenny Rahel Oesterle, Leipzig 2008, S. 8-14, hier S. 9f. Damit scheinen mehr Fragen als Antworten verbunden: „Ist die Geschichtswissenschaft, die sich mit vormodernen Epochen befasst, daher gezwungen, sich mit regionalen Einzelstudien zu begnügen, die sich nicht mehr sinnvoll in übergreifendes theoretisches Konzept einordnen lassen?“ (ebd., S. 9).

rie und Methodenreflexion. Aktuelle Modellvorschläge bringen die „Schwierigkeiten“ unverblümt zur Sprache, die es mit sich bringt, „phänomenologische Anschaulichkeit“ von Kultur „mit funktionaler Analyse [...] zu verknüpfen“, wie Dirk Baecker kürzlich zusammengefasst hat:

Es geht um die offen zutage liegende historische Welt der Menschen, doch diese historische Welt der Menschen ist nur zu verstehen, wenn man jedes ihrer Phänomene in einen funktionalen Zusammenhang mit anderen Phänomenen setzt und diesen Zusammenhang als einen der wechselseitigen potentiellen Negation formalisiert.¹²

Kulturwissenschaften haben es demnach auf der einen Seite mit handgreiflichen Phänomenen der „historische[n] Welt“ zu tun, auf die es sich deskriptiv einzulassen gilt,¹³ doch verlange ihr Verständnis auf der anderen Seite, von den partikulären Daten ihrer historischen Situierung im Hinblick auf ihre Formen abzusehen. Freilich sind beide Präsuppositionen explikationsbedürftig und diskussionswürdig: Ob sich Phänomene ausschließlich über Negationsbeziehungen ordnen lassen, wäre ebenso zu plausibilisieren wie das methodische Postulat, dass Verstehen überhaupt der formalen Analyse bedürfe. Viele kulturhermeneutische Ansätze, die insbesondere historische Erkenntnisinteressen verfolgen, würden diese Präsuppositionen nicht vorbehaltlos teilen; und weite Teile der kulturwissenschaftlichen Interpretationspraxis verfährt ohne formale Argumente. Mir kommt es aber vor allem auf die methodische Engführung an, mit der Baecker paradigmatische Spannungen des aktuellen Forschungsfeldes zum Ausdruck bringt. Kulturwissenschaften wie Kulturtheorie, so könnte man pointieren, sehen sich wachsenden Spannungen von Hermeneutik und Formalisierung gegenüber. Und diese Spannungen bestimmen maßgeblich die Möglichkeiten kulturwissenschaftlicher Forschung, ihre Gegenstände sowohl historisch sondieren als auch enthistorisiert behandeln zu können.¹⁴

Damit wachsen zugleich die methodischen Herausforderungen, denn ihre Diskrepanzen lassen sich durch traditionelle Forschungslogiken kaum mehr transparent machen, geschweige denn integrieren. Selten lassen sich ‚close readings‘ aggregativ zu größeren Einheiten zusammenführen, konkrete und

¹²Dirk Baecker: *Kulturkalkül*, Berlin 2014, S. 7f.

¹³Vgl. auch Dirk Baecker: *Beobachter unter sich. Eine Kulturtheorie*, Berlin 2013, S. 296: „Spiele im Allgemeinen und Intrigen im Besonderen können nur fallweise, nur am konkreten Beispiel analysiert werden“.

¹⁴Eine ähnliche Diagnose entwickelte die Mittelalterhistorikerin Gabrielle Spiegel bereits 1990 als Folge der „semiotischen Herausforderung“ poststrukturalistischer Theorien: vgl. Gabrielle Spiegel: *Geschichte, Historizität und die soziale Logik von mittelalterlichen Texten*, in: *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, hg. von Christoph Conrad und Martina Kessel, Stuttgart 1994, S. 161-202, prägnant insbes. S. 178-181. Doch selbst nachdem Dekonstruktion und ihr semiotisches Paradigma ihrerseits in wissenschaftsgeschichtlichen Abstand gerückt bzw. zu regionalen Theorieangeboten heruntergestimmt sind, bleibt die diagnostizierte Spannung der historischen Textwissenschaften zwischen Historisierung und Enthistorisierung (ebd. S. 179) bestehen. Anlass zu den folgenden Überlegungen gibt vielmehr der Eindruck, dass der Diskurs der Kulturtheorie sie (unter gewandelten theoretischen Vorzeichen) gegenwärtig noch verschärft.

abstrakte Beschreibungen integrieren oder auf Evidenzrelationen von Muster und Fall, Allgemeinem und Besonderem bringen. Wie sich „empirische Zugänge, historische Konkretisierungen oder kulturelle exempla“ mit „dem Weg einer möglichst weitgehenden Abstraktion“ vermitteln lassen¹⁵, ist für HistorikerInnen eine ebenso offene Frage wie für LiteraturwissenschaftlerInnen, durch welche methodisch ausweisbaren Schritte sich ‚close‘ und ‚distant readings‘ vermitteln lassen.¹⁶

Immer deutlicher zeichnet sich ab, dass dies nicht durch ‚einfache‘ Skalierung bestehender Methoden zu lösen ist,¹⁷ sondern zur Reflexion von Verfahren nötig, die sich handwerklicher Kombinierbarkeit deshalb so hartnäckig widersetzen, weil sie in divergenten „epistemischen Habitus“ und Denkstilen wurzeln.¹⁸ Einigkeit besteht fast nur im Unbehagen über diese Lage: Zwischen Generalisierungswünschen und dem Singularitätsinteresse der Kulturwissenschaften klaffen somit auch in methodischer Hinsicht immer größere Risse, die für zunehmende Spannung sorgen.

Sie wachsen besonders in Anregungszonen, die jenseits klassischer Allianzen von Geistes- und Sozialwissenschaften entstanden sind. Denn unter der Hand kehren in ihnen nicht nur ältere Wissenschaftsparadigmen wieder, die etwa Grenzziehungen von rechnenden und interpretativen Disziplinen reaktivieren¹⁹, sondern in ihrem Gefolge auch vermeintlich überwundene Oppositionen von Generalisierung und Empirie, Analyse und Interpretation, Systematik und Historisierung. Genährt wird dadurch ein Unbehagen zwischen innovativen methodischen Brückenschlägen und traditionellen Theoriefragen, das spürbar wächst. Wer gegenwärtig nach Zukunftsoptionen der Kulturwissenschaften fragt, bekommt es also – erstens – mehr denn je mit deren Vergangenheiten konfrontiert.²⁰

¹⁵So die Rezension zu Baecker (2013) von Achim Landwehr: Argumentationshelix zur Kulturtheorie, in: Neue Politische Literatur 58 (2013), S. 253-255, hier S. 254, der Baeckers Entwurf gleichwohl als „Einladung an die Geschichtswissenschaft“ (S. 255) begrüßt.

¹⁶Dieses offene Problem bezeugt symptomatisch die Arbeit von Matthew Jockers: *Macroanalysis. Digital methods and literary history*, Urbana 2013. Da genaue Einzeltextlektüren darauf angewiesen seien, durch statistische Analyse großer Textmengen (z.B. in stilometrischer Hinsicht) kontextualisiert zu werden (S. 171), plädiert Jockers für einen „blended approach“, der Mikro- und Makroanalyse verbinde: „The two scales of analysis work in tandem and inform each other“ (S. 26). Wie ein solcher kooperativer Übergang („blending“) mit wechselseitiger Erkenntniswirkung („in-form each other“) methodisch zu bewerkstelligen ist, sucht man in Jockers Darstellung jedoch vergebens.

¹⁷So das – methodisch allerdings nicht konkretisierte – Postulat von Jockers (2013), S. 91. Dass Literaturanalyse nach Maßgabe von ‚mixed methods‘ ausführlicherer Diskussion und Begründung bedarf – und dabei höchst unterschiedliche analytische Prämissen und Aufbereitungen des Gegenstandes zutage treten –, unterstreichen hingegen Thomas Weitin [u.a.]: *Auslegen und Ausrechnen. Zum Verhältnis hermeneutischer und quantitativer Verfahren in den Literaturwissenschaften*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (in Druckvorbereitung).

¹⁸Vgl. Twellmann (2015), S. 21.

¹⁹Vgl. polemisch etwa Franco Moretti: *Graphs, maps, trees. Abstract models for a literary history*, London 2007; ebenso polemisch die Entgegnung von Twellmann (2015), S. 27. Nach den Synergien von Interpretation und Kalkulation fragen hingegen abwägend Weitin [u.a.] (in Druckvorbereitung).

²⁰Vgl. Twellmann (2015), S. 22: „In den Vorbehalten vieler Literaturwissenschaftler [gegenüber numerischen Grundlagen der Humanities, B.G.] kehrt eine Abwehrhaltung wieder, die ihre Vorgänger im 19. Jahrhundert bereits an den Tag legten.“ Anspruchsvoller – und ambivalenter – wird die Lage jedoch, wenn aktuelle

III.

Spannungen zwischen globalen und singulären Interessen artikulieren sich – zweitens – häufig in Gestalt formaler und historischer Argumentationszüge, wie sie etwa aktuelle Bestandsaufnahmen der Kulturosoziologie durchziehen. Die historische Karriere des Kulturkonzepts und seiner Umbesetzungen sind – trotz auffälliger Lücken in weiten Bereichen der Vormoderne – spätestens seit dem 18. Jahrhundert gut aufgearbeitet.²¹ Antike Praxisbezeichnungen für ‚gepflegte‘ bzw. ‚pflegebedürftige Ordnung‘ (‚colere‘, ‚cultura‘) werden in der Frühen Neuzeit zunächst zu „normativen“ und „totalitätsorientierten“ Vergleichsrahmen für Lebensformen und Gemeinschaften ausgebaut, bevor man mit dem Begriff der Kultur spezielle Teilspähren als Kulturbereich identifiziert. Im Gefolge von Ethnographie und Philosophie wird der Kulturbegriff in der Moderne wiederum „bedeutungsorientiert“ entgrenzt und auf jegliche symbolische Ordnungen ausgedehnt, die vielfältig nebeneinander koexistieren können. Ein wichtiges Ergebnis dieser Begriffsgeschichte war, spezifisch begrenzte und extensional erweiterte Fassungen des Kulturkonzepts aufzufächern und gleichsam als Repertoire zu speichern. Entsprechend verfügen die Kulturwissenschaften über diverse Semantiken, was als Kultur bezeichnet und in kultureller Perspektive erforscht werden kann.

Im Anschluss an Reinhart Koselleck hat Niklas Luhmann darin eine Verlustgeschichte gesehen: Die „Anerkennung kultureller Diversität [...] erfordert die Aufgabe des [...] Weltbegriffs“, womit der Gesellschaft „die Möglichkeit einer verbindlichen Weltrepräsentation“ abhanden komme.²² Oder in den

Forschungsprogramme der Literaturwissenschaften dezidiert diese doppelten Orientierungsmöglichkeiten einzukalkulieren versuchen. So setzt sich etwa das Münsteraner DFG-Graduiertenkolleg 1886/1 „Literarische Form. Geschichte und Kultur ästhetischer Modellbildung“ zum Ziel, einerseits „Formfragen“ wieder aufzurollen, die „seit jeher zum Kerngebiet der Literaturwissenschaft“ gehören, andererseits aber diese Fragen „auf die Basis einer neuen, literarischen Epistemologie“ zu stellen: vgl. die Kurzfassung des Forschungsprogramms unter <https://www.wwu.de/GRKLitForm/> (Abruf am 18.02.2016). Dieselbe retrotheoretische Diskrepanz zeigen Arbeiten der digitalen Literaturanalyse, deren Suche nach innovativen Verarbeitungsweisen großer Datenmengen alte Fragen und Aporien der Stilforschung reaktivieren. Vgl. dazu die kritische Diskussion bei Weitin [u.a.] (in Druckvorbereitung).

²¹Ich resümiere an dieser Stelle nur schlagwortartig markante Fassungen des Kulturkonzepts, die ausführlich aufgearbeitet sind: vgl. etwa die Bestandsaufnahmen von Andreas Reckwitz: Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, 2. Aufl., Weilerswist 2008 und Andreas Reckwitz: Die Kontingenzzperspektive der ‚Kultur‘. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm, in: Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie, 2. Aufl., Bielefeld 2010, S. 15-45; Dirk Baecker: Wozu Kultur?, 3. Aufl., Berlin 2012 (Ableger 9); speziell zur Genese des Vergleichskonzepts der Kultur vgl. Reinhart Koselleck: ‚Neuzeit‘. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe, in: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1989 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 757), S. 300-348 und Niklas Luhmann: Kultur als historischer Begriff, in: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt a.M. 1999 (stw 1438), S. 31-54.

²²Luhmann (1998), Bd. 1, S. 58. Vor allem Luhmanns späte Notizen bewerten Kulturgewinne als Weltverluste: Mit dem Konzept der Kultur nötige die Moderne Beobachtungsverhältnisse auf, die „den Beobachter in einen ‚transzendentalen‘ Status versetzt, ihn also aus der Welt herausnimmt“; Niklas Luhmann: Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 2002 (stw 1581), S. 319.

Worten von Andreas Reckwitz: Das „Anregungspotenzial zum Vergleich fällt weg“ und weicht einer ‚Kontingenzzperspektive‘²³, die zwar alles als kulturelles Phänomen behandeln kann, aber davon absieht, deren Relevanz zu begründen und sie somit in formalem Sinne entwertet.²⁴ Nicht nur für die moderne Kultursoziologie, sondern auch für Kulturgeschichtsschreibung und historische Kulturwissenschaften folgen daraus spürbare Prägnanzverluste von Wertungsrahmen.²⁵

Darauf reagieren jüngste Entwürfe der Kulturtheorie, die solche Prägnanz mit formalen Mitteln herzustellen suchen. Besonders weitreichend ist in dieser Richtung der Vorschlag Dirk Baeckers, das Kulturkonzept formal als Beobachtungsmodus zu bestimmen, der sich selbst „unter dem Gesichtspunkt der Kontingenz dieser Position“²⁶ reflektiere. Er greift dazu auf die symbolische Notation zurück, die der Mathematiker George Spencer-Brown Ende der 1960er Jahre im Rahmen eines differenzlogischen Formkalküls entwickelte – ein Paradebeispiel einer Retrotheorie also, die auf avancierte Fragen der Kulturreflexion angesetzt wird.²⁷ Die ‚Kontingenzzperspektive‘ der Kultur fasst Baecker zu folgender Minimalformel zusammen:²⁸

$$a = \boxed{a}$$

Die Gleichung symbolisiert die Aufforderung, „die Bezeichnung von a im Rahmen einer Unterscheidung“ zu verorten (symbolisiert durch das innere ‚Haken‘-Zeichen, das sog. ‚cross‘), „die eine unbestimmte Außenseite impliziert“.²⁹ Unbestimmt ist sie, insofern sie offen lässt, wodurch genau sich

²³Reckwitz (2010), S. 25.

²⁴Kulturelle Andersheit wirkt dann weniger irritierend als vielmehr „interessant“ – so Baecker (2012). Auch die kulturwissenschaftliche Auswahl von Objekten provoziert unter diesem Vorzeichen der Kontingenz keine Wertfragen mehr, wie sie Kulturkonzepte der frühen Neuzeit gestellt hatten: „Auf der Strukturasymmetrie des Duals von ‚Eigenem und Fremdem‘ ruht keine Wertsemantik mehr auf, sondern allein noch der formale Beobachtungsbegriff ‚Kultur‘“ – so im Anschluss an Baecker das Fazit von Peter Strohschneider: Fremde in der Vormoderne. Über Negierbarkeitsverluste und Unbekanntheitsgewinne, in: *Alterität als Leitkonzept historischen Interpretierens*, hg. von Anja Becker und Jan Mohr, Berlin/New York 2012, S. 287-416, hier S. 414, der sich damit ebenfalls auf das Schnittfeld von formaler Kulturtheorie und historischer Kulturwissenschaft begibt.

²⁵Zur „Kontingenz“, d.h. „Offenheit und Ungewissheit menschlicher Lebenserfahrungen“ als Konsequenz eines „historischen Blicks auf kulturelle Gegenstände“ vgl. z.B. Achim Landwehr: *Kulturgeschichte*, Stuttgart 2009 (UTB 3037), S. 14.

²⁶So die axiomatische Fassung des Kulturbegriffs bei Baecker (2013), S. 17.

²⁷George Spencer-Brown: *Laws of form*, London 1969. Zur Einführung und Erläuterung der Notation und ihrer Grundlagen vgl. Baecker (2013) S. 17-75; Tatjana Schönwälder-Kuntze: *George Spencer-Brown. Eine Einführung in die ‚Laws of Form‘*, 2. Aufl., Wiesbaden 2009 und Felix Lau: *Die Form der Paradoxie. Eine Einführung in die Mathematik und Philosophie der ‚Laws of Form‘* von George Spencer Brown, 4. Aufl., Heidelberg 2012. – Nicht nur Baecker verwendet Spencer-Browns Symbole zur kulturtheoretischen Abstraktion, sondern auch die kulturtheoretisch erweiterte Narratologie: vgl. z.B. Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a.M. 2012, S. 361f.

²⁸Vgl. Baecker (2013), S. 156, 191 und 302. Baeckers jüngster Formalisierungsvorschlag setzt eine Reihe von Arbeiten zur Formtheorie fort, die ich hier nicht im Einzelnen aufführe.

²⁹Baecker (2013), S. 156.

der Kontext auszeichnet, in dem sich die Bezeichnung abhebt – ob nun durch einen oder andere Beobachter, ihre Perspektiven oder Wertungen. Jede Beobachtung von etwas ist demgemäß als „Einladung an den Beobachter“ lesbar, Unterscheidungen zu verwenden, die von Ungewissheit umgeben sind. Sie verweisen auf eine Außenseite, „die weder reduzierbar noch analytisch eindeutig bestimmbar noch in ihrer Wertbesetzung vorhersehbar ist“.³⁰ Wer etwas bezeichnet (Variable *a* im linken Gleichungsausdruck), macht oder wird darauf aufmerksam, dass sich diese Beobachtung ganz unterschiedlich rahmen lässt, ohne dass diese möglichen Kontexte aber vorab bestimmt oder begrenzt wären.

Doch sind diese nicht gänzlich offen, insofern die äußere Begrenzung der Formel voraussetzt, dass Bezeichnungen stets in Kontexten stehen und kontextuell gerahmt sind. Kontingent wird diese Beobachtung schließlich dadurch, dass diese Kontexte perspektivisch auch das Bezeichnete selbst prägen (das äußere ‚Haken‘-Zeichen mit verlängertem Umlauf, die sog. ‚re-entry‘-Schleife, symbolisiert den ‚Wieder-Eintritt‘ der rahmenden Differenz in den Raum ihrer Unterscheidung und somit in den Innenraum der ‚Bezeichnung von *a*‘); sie sorgen für verschiedene Versionen des Bezeichneten in Abhängigkeit von ihrem Bezeichnungskontext, die als Möglichkeiten nebeneinander und miteinander bestehen können. Kurz gesagt: Die Kulturperspektive der Kontingenz lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Möglichkeitsraum für Beobachtungen, der dasselbe unterschiedlich sehen lässt, und lenkt damit auf die Kontingenz der Beobachtungsposition selbst.

Nicht nur für hermeneutische Kulturwissenschaften, auch für abstraktionsfreudige Kulturtheorie mutet eine solche Formalisierung erhebliche Verständnisaufgaben zu. Denn ihre Basissymbole kondensieren eine Logik der Unterscheidung, deren Prämissen ausführlicher zu explizieren wären und in ihren epistemologischen Konsequenzen abzuschätzen wären, bevor sie sich als methodisch kontrollierbares Instrument für Fallstudien heuristisch aufschlussreich sein könnte. Trotzdem kann Baeckers Vorschlag (selbst in verkürzter Form) paradigmatisch für jene kulturwissenschaftliche Anregungszone gelesen werden, in der sich historische und formale Interessen spannungsvoll kreuzen. Spencer-Browns Kalkül liefert nämlich nicht nur ein gutes Beispiel für die eingangs erwähnten Theorievergangenheiten und ihre Diskussionslagen – etwa Debatten um Differenz als Ausgangspunkt für (soziale) Strukturbildung,³¹ um Theorietechnik als Zerrbild von Gesellschaftstheorie –, die aktuell unter gewandelten Vorzeichen der Kulturwissenschaften wieder aufgearbeitet werden.

Im Hinblick auf die Kulturtheorie zwischen Formalisierung und Historisierung genügt es, einen einfachen Punkt festzuhalten. Begriffsgeschichten wie formale Rekonstruktionen kommen darin über-

³⁰Baecker (2013), S. 191.

³¹Hier setzte bekanntlich das systematische Interesse der luhmann’schen Systemtheorie – neben poststrukturalistischen Philosophien der Differenz – auch für Spencer-Brown an.

ein, dass moderne Kulturperspektiven vor allem ihr Kontingenzcharakter auszeichnet. Dieser aber liegt keineswegs so offen zutage, wie die oben genannte Formalisierung (zumindest im rechten Gleichungsdruck) zuspitzt. Denn viele kulturelle Praktiken zielen darauf, „diese Kontingenz unsichtbar zu machen“, zumindest aber den Möglichkeitsraum alternativer Kontexte zu begrenzen.³² Zu den Zielen historischer Kulturanalyse gehört nicht zuletzt, solche Invisibilisierungsstrategien und (Selbst-)Begrenzungen von Kulturen aufzudecken.

Nach solchen Spuren sucht auch Baeckers Kulturtheorie, wenn sie die Formalisierung von Beobachterrelationen historisch aus der Geschichte der Subjektphilosophie herzuleiten sucht, aus Seelenlehren, Bewusstseins- und Streitkonzepten von Aristoteles und Platon über Montaigne und Descartes, Kant und Hegel bis zu Heidegger. Auf diesem Wege gelangt Baecker zu der These, dass besonders die Dynamik des Widerstreits moderne Kontingenzperspektiven der Kultur anbahne: Kraft seines Negationspotentials zielt Widerstreit nicht zwangsläufig auf Zerstörung, sondern reize zu reflexiven Kreuzungen, die im besten Falle auf unbestimmte („leere“) Außenseiten verweisen – auf wechselnde Akteure, ihre variierenden Perspektiven und Wertungsrahmen. Widerspruchsmuster erhöhen dann die Wahrscheinlichkeit, dass sich Streitende nicht bloß bekämpfen und Abweichungen ausschalten, sondern als Beobachter entdecken und in ihrer Kontingenz anerkennen.³³ An die formale Rekonstruktion der Kulturtheorie schließt somit eine philosophiegeschichtliche Plausibilisierung an, die sozialetische Konsequenzen sucht.

Ein Blick in die Forschungsgeschichte zeigt: Soziologie³⁴ wie auch historische Kulturwissenschaften³⁵ konnten die kulturierenden bzw. kulturzerstörenden Effekte von Streit beschreiben, ohne dafür formale Zuspitzungen zu suchen. Aktuell scheint jedoch das Schnittfeld besonders brisant, auf dem bei-

³²Reckwitz (2010), S. 17. Klassische Ordnungssemantiken des Kulturvergleichs verweisen dann etwa auf Natur und Natürlichkeit, Universalität und Tradition oder genetische ‚master narratives‘ der Geschichtsphilosophie (so S. 28f.). Vgl. zusammenfassend auch Landwehr (2009), S. 14.

³³Vgl. Baecker (2013), S. 66: „Kultiviert ist man dann, wenn man die Differenz der Beobachter als Differenz ihrer Position, ihrer Perspektive und ihrer Unterscheidungen anerkennt.“

³⁴Grundlegend für die Streitsoziologie waren die Sondierungen von Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, in: Gesamtausgabe, Bd. 11, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M. 2006 und ihre Umarbeitung durch Lewis Coser: The functions of social conflict, New York 1964; zum Forschungsstand der jüngeren Zeit Youssef Dennaoui und Daniel Witte: Streit und Kultur. Vorüberlegungen zu einer Soziologie des Streits, in: StreitKulturen. Polemische und antagonistische Konstellationen in Geschichte und Gegenwart, hg. von Gunther Gebhard, Bielefeld 2008 (Kultur- und Medientheorie, S. 209-230; zum Über-blick Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung, hg. von Thorsten Bonacker, Wiesbaden 2008 (Friedens- und Konfliktforschung 5).

³⁵Vgl. anstatt eines ausführlichen Forschungsüberblicks nur exemplarisch Aleida Assmann und Jan Assmann: Kultur und Konflikt. Aspekte einer Theorie des unkommunikativen Handelns, in: Kultur und Konflikt, hg. von Jan Assmann und Dietrich Harth, Frankfurt a.M. 1990 (edition suhrkamp 1612), S. 11-48; StreitKulturen. Polemische und antagonistische Konstellationen in Geschichte und Gegenwart, hg. von Gunther Gebhard, Bielefeld 2008 (Kultur- und Medientheorie ; Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450-1620), hg. von Jan-Dirk Müller, Ulrich Pfisterer, Anna Kathrin Bleuler und Fabian Jonietz, Berlin/New York 2011 (Pluralisierung & Autorität 27).

des zusammenläuft: Welche Erkenntnischancen eröffnen Ansätze, die Kultur einerseits als historisches Konzept reflektieren, andererseits aber als formales Argument verwenden?

Dieses Schnittfeld wird derzeit ambivalent eingeschätzt. Andreas Reckwitz zufolge zielt etwa das „kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm“ einerseits darauf, die „Abhängigkeit der Praktiken von historisch- und lokal-spezifischen Wissensordnungen“ und somit ihre „Historizität“ herauszuarbeiten; andererseits bräuchten „die modernen Kulturtheorien“ die „Implikationen der Kontingenz menschlicher Lebensformen“ ans Licht, „die im Kulturbegriff von Anfang an angelegt war“.³⁶ So wenig sich der historische Wandel von Kulturperspektiven demnach hintergehen lasse, so verführerisch scheint es, ihn auf eine konstante Form bringen zu wollen (die „von Anfang an angelegt war“). Ähnlich argumentiert auch Baecker, indem er eine formale Bestimmung mit historischen Stichproben anreichert: Nicht um die „Geschichte der Philosophie“ gehe es dabei, sondern um „Motive“, die sich aus historischen Subjektphilosophien zur „Entwicklung des Formbegriffs“ der Kultur gewinnen lassen.³⁷ Aktuelle Stimmen der Kulturtheorie demonstrieren somit eine doppelte Schwierigkeit: historische und formale Kulturanalyse scheinen in ihrem Verhältnis zueinander nicht nur schwierig transparent zu machen, sondern auch methodisch schwierig zu vermitteln, ohne eine Perspektive insgeheim zu privilegieren.

IV.

Eine Momentaufnahme kulturwissenschaftlicher und kulturtheoretischer Forschungsinteressen könnte somit enthüllen, dass die Globalitätszumutung, die von digitaler Analyse großer Korpora für Lektüreinteressen am Einzeltext ausgehen mag, ihrerseits in größeren Zusammenhängen von globalen und singulären, formalen und historischen Interessen steht, die sich spannungsvoll kreuzen. Methodische Fragen, die sich im Umgang mit Texten für die ‚digital humanities‘ zuspitzen, ergeben sich somit grundsätzlich für ein gesamtes Feld: Was eröffnet bzw. verstellt es etwa, wenn die Kulturtheorie formale und historische Argumentationszüge verschränkt? Oder im Hinblick auf die kulturwissenschaftliche Untersuchungspraxis gefragt: Bilden historische Fallstudien zu singulären Objekten (von dichten Beschreibungen bis zu diskursgeschichtlichen Analysen) die unverzichtbare und adäquate Grundlage, um kulturelle Formen zu ermitteln und globalen Erkenntnisinteressen zu folgen? Oder ist es für kulturwissenschaftliche Untersuchungen umgekehrt angeraten, unabhängig von konkreten Sondierungen an Einzelfällen zunächst auf dem Wege formaler Prozeduren mögliche Relationen und Eigenschaften auszuloten, die am Einzelfall überhaupt gesucht werden könnten? Es fällt auf, dass derartige Fragen im

³⁶Reckwitz (2010), S. 17 bzw. S. 27.

³⁷Baecker (2013), Zitat S. 101.

Alltagsgeschäft derzeit selten gestellt, noch seltener ausgeführt werden – ja ihr Bedarf scheint unter den Vorzeichen der traditionell weichen Epistemologie der Kulturwissenschaften wenig dringlich. Kulturwissenschaftliche Forschungsprogramme suchen daher weiterhin eher Zwischenlagen und Vermittlung, als Diskontinuitäten des Großen und Kleinen zuzuspitzen. In diesem Kontext enthüllt die Diskussion um Erkenntnisinteressen und Verfahren der ‚digital humanities‘ ihren weitreichenden Impuls, eben diese intermediäre Epistemologie mit erhöhter Dringlichkeit auf den Prüfstand zu stellen.

Antworten wie der Rekonstruktionsversuch Marcus Twellmanns spiegeln daher, wie die ‚digitale Provokation‘ nicht nur innerhalb der ‚community of practice‘ kultiviert wird, sondern darüber hinaus fruchtbare Selbstreflexionen kulturwissenschaftlicher Methodik und der Genealogie ihrer Spannungslagen anstößt. Fruchtbar ist nicht zuletzt zu erinnern, dass nicht bloß Spannungen zwischen messenden und beschreibenden Verfahren, sondern auch zwischen singulären und globalisierten Erkenntnisinteressen die kulturwissenschaftliche Formation mindestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägen. Ein weiterer Gewinn läge in der Erkenntnis, dass diese Spannungen keineswegs in der historischen Vorgeschichte einer akademischen Gründungsdebatte zurückgelassen wurden, sondern Kulturwissenschaften und Kulturtheorie mehr denn je prägen, auch wenn sie noch kaum kartographiert sind. Wenn also diese explizite Reflexionsschritte nicht nur auf Methodendiskussionen im Grenzfeld der ‚digital humanities‘ beschränkt blieben, sondern im weiteren Kreis der kulturwissenschaftlichen Agenda fortgesetzt würden,³⁸ hätten diese Impulse weniger polemische als tatsächlich innovative Wirkung.

³⁸In diese Richtung weisen z.B. Diskussionsinitiativen, die nach disziplinen- und verfahrenübergreifenden Folgen von „Digitalität in den Geisteswissenschaften“ fragen; zum Programm der DFG-Symposienreihe vgl. <http://digitalitaet-geisteswissenschaften.de/> (13.03.2016).